
Georg Knepler

Ästhetik und Urgeschichte

Es sind noch keine zweihundert Jahre her, da nahmen auch kluge und gebildete Menschen an, Gott habe die Welt vor einigen tausend Jahren geschaffen und die Bibel könne Auskunft geben über die Chronologie der Menschheitsgeschichte. Alles Denken und Handeln war von derartigen Vorstellungen bestimmt, auch die Geschichtsschreibung. Die im 19. Jahrhundert immer wiederkehrende Floskel, „Schon die Alten Griechen...“, ist ein Indiz dafür, wie kurz damals die historische Perspektive gesehen wurde; besonders in der Geistesgeschichts- und in der Kunstgeschichtsschreibung ist sie es bis heute geblieben. Daß deutsche idealistische Philosophen Rückzugsgefechte der Theologie führten, wie Walter Hollitscher lehrte, ist eine Einsicht, die für die Theorie der Ästhetik relevant ist. Wenn nicht Gott die Menschen erschaffen hat und wenn Gott auch nicht den Funken göttlichen Geistes in den noch unbeseelten menschlichen Körper hat überspringen lassen – eine Vorstellung, die Michelangelo in unvergänglicher Schönheit an die Decke der Sixtinischen Kapelle gemalt hat –, dann ist die Geschichte des menschlichen Geistes anders verlaufen, als sie im europäischen 18. und 19. Jahrhundert gesehen wurde.

In den letzten Jahrzehnten haben verschiedene Wissenschaftsgebiete – Archäologie, Anthropologie, Urgeschichtsforschung, Ethnologie, Völkerkunde, Psychologie und selbst Musikwissenschaft – viele neue Fakten und Einsichten hervorgebracht, die uns die Menschheitsgeschichte und in ihr alles Ästhetische im neuen Licht sehen lassen. Wir können unsere Vorgeschichte im Tierreich über mehrere hundert Millionen Jahre zurückverfolgen und die Menschheitsgeschichte über drei Millionen Jahre, wir haben einen buchstäblich viele tausende Male größeren historischen Zeitraum zur Verfügung als Wissenschaftler selbst noch im 19. Jahrhundert. Wenn auch Lücken unserer Kenntnisse bestehen und wenn auch neue Funde und neue Theorien immer wieder scheinbar Gesichertes modifizieren oder

sogar nullifizieren, so wissen wir eben, daß, gerechnet vom gewohnheitsmäßigen Gebrauch von Werkzeugen an, die Gattung *Homo* einen anderen Weg eingeschlagen hat als alle anderen Lebewesen. Dieser Weg ist dadurch charakterisiert, daß unsere Vorfahren das, was wir Vernunft nennen – nicht nur Zähne und Klauen –, als Instrument der Lebenserhaltung und -förderung einzusetzen lernten; sie haben den Neokortex in unvergleichlich stärkerem Maße als alle andere Tiere weiterentwickelt, das Organ, das uns befähigt zu analysieren und zusammenzufassen, Leistungen zu koordinieren, mentale Prozesse zu steuern und andere, wenn sie die Zielsetzung stören, zu hemmen. Das geschah in Wechselwirkung mit der auf ein vorbestimmtes Ziel gerichteten Arbeit.

Noch in Darwins Evolutionstheorie spielt der Begriff Arbeit keine Rolle; erst Marx hat Arbeit als relevant für die Geistesgeschichte erkannt. Seit Marx haben wir, an Ästhetik interessiert, vor allem die großen Fortschritte der Verhaltensforschung und der Psychologie zur Kenntnis zu nehmen einschließlich des durch Freud erschlossenen Bereichs des Unbewußten, die sozusagen gleichzeitig von zwei Seiten her, von seiten der Vergangenheit und von seiten der Gegenwart her, den Geschichtsverlauf angehen lehren. Arbeiten wie *Grundriß der Verhaltenswissenschaften* von Günter Tembrock, 1980, *Erwachendes Denken* von Friedhart Klix, 1980 und 1983, *Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung* von Ute Holzkamp-Osterkamp, 1975 und 1977, *Le geste et la parole* von André Leroi-Gourhan, 1964/65, *Marxisme et théorie de la personnalité* von Lucien Sève, 1972, sind unentbehrlich für die Erarbeitung einer historisch fundierten und wissenschaftlich gesicherten Theorie der Ästhetik. In der DDR ist es, wie ich meine, gelungen, in stetig geführten interdisziplinären Diskursen die Notwendigkeit zu begründen, die naturwissenschaftliche und die geisteswissenschaftliche Herangehensweise an Probleme der Ästhetik einander korrigieren und befruchten zu lassen; als Ergebnis natürlicher Evolution ist der menschliche Geist ebensowenig zu verstehen wie als göttliche Eingebung, aber ohne Evolution gäbe es keinen menschlichen Geist. Denker wie Wolfgang Heise, Lothar Kühne, Lieselotte Welskopf, Werner Krauss, Werner Mittenzwei, Robert Weimann und manche andere haben zu dieser Problematik vielerlei noch zu Entdeckendes beigetragen. Sie standen in fruchtbarer, teilweise polemischer Diskussion mit mehr fachgebundenen Forschern wie Günter Feist,

Peter Feist, Harry Goldschmidt, Günter Mayer, Knepler und vielen anderen und immer mit den Engstirnigkeiten der Partei- und Staatsorgane.

Wenn Arbeit in den Anfängen nicht mehr war, als eine marginale Anstrengung zur Bereicherung der durch Jagen und Sammeln gemachten Beute und Funde, so wurde sie im Laufe der Jahrhunderttausende (in einer Periode der Urgeschichte, die sich vermutlich zeitlich noch nicht genauer bestimmen läßt, aber sowieso als sehr langsamer Übergang zu verstehen ist) gewohnheitsmäßig; anfangs waren es nur wenige Typen von Gegenständen in nur wenigen Exemplaren, die produziert wurden, heute sind es bekanntlich hunderttausende Typen in Myriaden Exemplaren. Es ist Jahrhunderttausende her, seit Arbeit, deren Ergebnis im Hirn der Produzierenden vorweggenommen wurde, zu einem der entscheidenden Kriterien der Gattung *Homo* wurde. Das Arbeitsziel, die geistige Vorwegnahme, die mehr oder minder genaue Vorstellung von dem, was bei der Arbeit herauskommen soll, durch myriadenfache jahrhunderttausendealte Erfahrung gewonnen und stets bereichert, nennen wir Telos. Telos gibt es nur in der Menschenwelt. Gerade weil es weder in der protomenschlichen Natur noch im Kosmos irgend etwas gibt, was als Telos aufgefaßt werden könnte, und weil wir auf Lebewesen, die auf ihre Art Telos entwickelt haben könnten, nicht getroffen sind, ist es um so gebieterischer zu erkunden, worin das Wesen unseres Telos besteht und was es bewirken kann und bisher bewirkt hat.

Tiere verhalten sich nach arteigenen Programmen, den Begriff in dem Sinn verstanden, in dem die Verhaltensforschung ihn zu präzisieren sucht. In allen unseren natürlichen Funktionen verhalten wir uns gleichfalls nach unserer Art gemäßen Programmen, Telos aber verträgt sich zum Teil mit den uns angeborenen Programmen, kann aber auch querstehen zu ihnen. „Ich wollt', ich wär' ein Fisch ...“ kann kein Tier, nicht einmal ein Schimpanse, kann nur ein Mensch denken. Die Herstellung von immer mehr naturverändernden Gegenständen hat auch unsere Phantasie entherrmt. Die künstliche Umwelt, in der wir seit Jahrhunderttausenden leben, ist nicht auf die gleiche Art entstanden und bedarf zu ihrer Analyse anderer Kategorien als die kunstvollsten Nester, Bauten, Dämme, von Tieren hergestellt.

Ohne die Kompetenz, die Umgebung zu bewerten, und zwar nach weitgehend oder gänzlich unbewußt wirkenden Kriterien von der Art lebens-

fördernd – lebensbedrohend, angenehm – erträglich – unerträglich, kann kein Lebewesen existieren, auch kein Mensch. Aber Wertungskompetenzen und -normen dieser Art sind ungeeignet, das zu bewerten, was Menschen von Tieren vor allem unterscheidet: unsere künstliche Umwelt. Auf sie können angeborene Wertungskompetenzen deshalb nicht geeicht sein, weil die künstliche Umwelt nicht existierte, als sie sich herausbildeten. In Wechselwirkung mit dem Wachsen der künstlichen – und immer künstlicher werdenden – Umwelt entstanden die neuen Wertungskompetenzen, und zwar mittels Transfer. Diesen Begriff verwende ich im Sinn der Psychologen, die darunter einen recht gut untersuchten Vorgang verstehen: die bei einem Lernprozeß gemachten Erfahrungen – solche physisch-manueller und solche ideeller Natur – können auf einen neu zu leistenden Lernprozeß transferiert, übertragen werden. Ästhetische Kompetenz erwerben Menschen in einem historischen Transfervorgang; Ästhetische Kompetenz ist die Fähigkeit, angeborene Wertungskompetenzen und -normen auf die künstliche Umwelt, später, sehr viel später, auch auf die Natur, zu übertragen. Ganz so, wie wir eine Tiefenstruktur, nicht-lautlicher, sondern logischer Natur, in lautliche Oberflächenstrukturen umsetzen, wenn wir sprechen – wie wir seit Chomsky wissen –, ganz so setzen wir eine Tiefenstruktur, in der wertende Prozesse ablaufen, um in die verschiedensten Oberflächenstrukturen, wenn wir uns ästhetisch verhalten oder/und ästhetisch verfahren. Logisch-analytische Prozesse und ganzheitlich wertende Prozesse – das sind vermutlich die beiden Grundtypen all dessen, was in uns vorgeht. Es läßt sich gut denken, daß eine unserer Hirnhälften vorwiegend den einen Typus, die andere vorwiegend den anderen generiert, solange die Vorstellung ausgeschaltet bleibt, die beiden Typen seien gegensätzlich, gar widersprüchlich; in Wahrheit sind sie ohne einander nicht vorstellbar. Kaum notwendig zu betonen, wie sehr sich Ästhetische Kompetenz im Laufe der Jahrhundertauf tausende erweiterte, bereicherte, nuancierte. Ästhetische Kompetenz äußert sich in zwei Hauptformen: als Ästhetisches Verhalten und als Ästhetisches Verfahren. Menschen können ohne ästhetisches Verhalten und Verfahren nicht auskommen; wir wissen von keiner Kultur, in der nicht beide reich ausgeprägt wären. Unter Ästhetischem Verhalten ist die Verwendung des Körpers und der Körpersprache zu verstehen; Gestik, Mimik, Lautäußerungen, auch die Einhaltung räumlicher Abstände beim Zusammentreffen, zeitlicher Abstände bei der

Kommunikation von Individuen und Gruppen, sind im Ästhetischen Verhalten konstitutiv; unter Ästhetischem Verfahren ist zweierlei zu verstehen: die Umsetzung ästhetischer Wertungen auf hergestellte Gegenstände überhaupt und die Herstellung von ästhetisch speziell bedeutsamen Gegenständen wie etwa Musikinstrumenten. Das Ästhetische ist entstanden als Resultat einer der verschiedenen menschlichen Anstrengungen, ihre Welt zu versöhnen mit dem von Natur unabänderlich Vorgegebenem. Das Verhältnis von Menschengezeugtem zu Naturgegebenem optimal zu gestalten – auf eine Formel gebracht: das Verhältnis $M : N$ –, ist ja das menschliche Grundproblem.

Die ästhetische Anstrengung ist von anderen Anstrengungen – wissenschaftlichen, emotionellen, analytischen, philosophischen, ethischen, religiösen – nicht zu trennen; unter urgesellschaftlichen Verhältnissen existieren sie alle ungeschieden-keimhaft in- und miteinander. Die ästhetische Anstrengung ist dadurch charakterisiert, daß es ihr nicht bloß um Mitteilung an Mitmenschen geht, sondern darum, sie zum Miterleben zu bewegen; ein „Mach'-mit!“-Motiv wirkt im Ästhetischen. Dazu bevorzugt das Ästhetische elementar wirkende Rhythmen, Bewegungen, Klänge, Farben, Formen, das Spiel mit ihnen, ihre variierte, oft aber auch unveränderte Wiederholung, die manchmal stundenlange, gelegentlich tage- und nächtelange Wiederholung akustischer Elemente und die Kombination der verschiedensten Elemente miteinander. Nach einer Einsicht Christopher Caudwells finden Menschen um so leichter zueinander, je eindrucksvoller sie tief im eigenen Innern versenkte Vorgänge nach außen zu bringen verstehen. Von verschiedenen Ausgangspunkten kamen Forscher zu vergleichbaren Resultaten und Bezeichnungen; Sève spricht von Außen-speicherung, Ute Holzkamp von Hinausverlagerung, Leroi-Gourhan von Exteriorisierung.

Zur Analyse des Funktionierens ästhetischer Anstrengung in urgesellschaftlichen Formationen steht ein reicher Korpus von Zeremonien aus aller Welt und aus verschiedenen Phasen urgesellschaftlicher Verhältnisse zur Verfügung. Meist von Ethnologen und Kunsttheoretikern erschlossen und kommentiert, ist er in luxuriöser Weise mystifiziert worden, wohingegen eine objektive wissenschaftliche Durchdringung durch Philosophen, Theoretiker, Historiker erst in den Anfängen steckt. Wenn wir bei der Analyse urgesellschaftlicher Formationen Zeremonien zusammendenken

nicht nur mit den zur gleichen (oder einer vergleichbaren) Kultur gehörenden materiellen Funden, sondern auch mit Erzählungen, Märchen, Mythen, Rätseln, Gesängen, gewinnen wir Zugang dazu, wie unsere Vorfahren mit ihrer künstlichen Umwelt und mit der Natur gedanklich fertig geworden sind. Dabei ist auch zu bedenken, daß sich unter urgesellschaftlichen Verhältnissen gesellschaftliche Einrichtungen und Normen über sehr lange Zeiträume hin nicht oder nur wenig verändert haben. Das offensichtlichste und nächstliegende, womit unsere Vorfahren sich auseinanderzusetzen hatten, waren die von ihnen hergestellten Gegenstände. Wir können feststellen, daß diese im Laufe der Zeit im gleichen Maße, in dem sie tauglicher wurden für die Arbeitsschritte, zu deren Bewältigung sie hergestellt worden waren, kunstvoller, gefälliger, schöner wurden; zwischen Form und Funktion, zwischen Gebrauchs- und Gestaltwert besteht ein offenkundiger Zusammenhang (dem ein Autorenkollektiv der DDR nachgegangen ist: *Ästhetik der Kunst*, 1987). Für eine neue Theorie der Ästhetik wichtiger, weil er in unerforschte, oft mystifizierte Gebiete führt, ist der Zusammenhang zwischen Form und Erleben, Form und Wirkung, Form und Rhythmus (den Begriff im allgemeinen Sinn verstanden), dem kuriosen Verhältnis zwischen Symmetrie und Unregelmäßigkeit (wie D. E. Berlyne es in den 70er Jahren untersucht hat) und deren Wirkung auf unser Interesse. In der natürlich-unbewußten untheoretischen Auseinandersetzung mit bewußt hergestellten und zunächst unbewußt mitproduzierten Qualitäten des Hergestellten entwickelten unsere Vorfahren neben der elementaren Gut-schlecht-Skala die Schön-häßlich-Skala. Es ging aber, damals wie heute, nicht bloß um die hergestellten Gegenstände. Viele der sich notwendig machenden Arbeitsbewegungen: die nachdenklich-langsame neben der schnell und kräftig zupackenden, beispielsweise das Heben des Halbfertigen vor die prüfenden Augen, oder auch die Körperbewegungen, von den verbesserten Jagdwaffen notwendig gemacht, auch die vorsichtig-zögernd ausgestreckte Hand, um ein anderes Individuum auf sich aufmerksam zu machen und – etwa zur Begutachtung der geleisteten Arbeit oder zur Hilfeleistung dabei – an sich heranzuholen, – dergleichen Bewegungen bedurften der Einbeziehung in neuartige Bewertungs- und Bewichtungsnormen; der bewegte menschliche Körper, gesehen in seiner Schönheit, ist eines der frühesten Objekte ästhetischer Bewertung. Am tiefsten jedoch veränderten sich in der produzierenden Menschenwelt die

Beziehungen der Mitglieder innerhalb der Menschengruppen, und, wenn sie auf andere trafen, der Beziehungen zwischen den Gruppen. Zwischen den schnell und leicht produzierenden und den unbeholfen oder gar nicht produzierenden Mitgliedern, das sind vor allem Kleinkinder, Kranke, Alte, zwischen denen, die über mehr Produkte verfügen, und den anderen; zwischen solchen, die alle versorgt wissen wollen, vor allem Frauen, die ihren Mutterinstinkt auf die Gruppe anwenden und all denen, die das Produzierte lieber selbst verzehren, entstanden Konflikte. Daß die einen als gut und hilfreich, andere als indifferent, wieder andere als boshaft erkannt werden mußten, war eine Entdeckung, die unter anderem im Geistesglauben der Urgesellschaften ihren Niederschlag gefunden hat. Die einen als gut und schön, die anderen als böse und häßlich erscheinen zu lassen, ist eines der ständigen Motive alter Zeremonien. Die neu zu erkennenden, für das Überleben der Gruppe notwendigen, also positiv zu bewertenden Einsichten stellte die Gruppe in ästhetischer, das heißt auch miterlebnisträchtiger Form, dar. Daß diese ästhetische miterlebnisträchtige Form ihrerseits schon in der Urgesellschaft ihre Geschichte hatte, ist einer der Einsichten, die in eine zeitgenössische Theorie der Ästhetik am schwierigsten einzubringen scheint. Sowohl die deutliche Unterscheidung zwischen Alltag und herausgehobenen Veranstaltungen, als auch die enge Verbindung zwischen ihnen, finden sich in der Tierwelt. Auch die in der Verhaltensforschung untersuchten, in Ästhetik aber kaum beachteten Releaserwirkungen und Primärwirkungen (siehe dazu, in bezug auf Musik, das Gespräch zwischen Doris Stockmann und Günter Tembrock in: *BzMw* 3/4 1983), sind bei festlichen Veranstaltungen, geselligen Zusammenkünften, bei Tanz und Musik und Theater und so weiter bis in unsere Tage wirksam; sie wirkten auch bei unseren Vorfahren, wie sie bei deren Vorfahren gewirkt hatten. Dort auch finden bei besonderen Anlässen wie Begattung oder Aufbruch zu wochenlangen Luft- oder Wasserreisen oder Vorbereitung zur Jagd Veranstaltungen statt, die, seit Julian Huxley sie 1911 so benannte, „Ritualisierungen“ heißen; Zeremonien haben mancherlei mit ihnen gemein, so zum Beispiel die Verwendung von Elementen der im Alltag gebräuchlichen Verfahrensweisen bei derartigen herausgehobenen Veranstaltungen. Wären diese Elemente – Bewegungen, Lautäußerungen vor allem – nicht aus dem Alltag bezogen, könnten sie nicht verstanden werden; wären sie nicht durch besondere Verfahrensweisen

von denen aus dem Alltag unterscheidbar, könnten sie nicht als Symbole für das gelten, was im Alltag nicht gesagt und nicht einmal bedacht wird. Und eben darauf kommt es an.

Der Grund dafür, daß Menschen ihre eigenen Alltagsverrichtungen bei festlichen Anlässen noch einmal zu verrichten scheinen, besteht offenbar darin, daß sie sich selbst sozusagen von außen, als Zuschauer, Zuhörer und Bewerter ihrer eigenen Handlungen zu begutachten das Bedürfnis haben. Und dieses Rollenspiel, diese Art von Mimesis, von Noch-einmal-Darstellung des eigenen Individuums und anderer Individuen, findet sich in elementarer Form in der Tierwelt. Manche erwachsenen Tiere, wenn sie Unterwürfigkeit exteriorisieren wollen, benehmen sich und lautäußern sich übertrieben wie Jungtiere, Vögel, wenn sie andere zum Abflug bewegen wollen, übertreiben die Abflugvorbereitungen demonstrativ, und dergleichen Elemente von Rollenspiel gibt es unter höheren Tieren mehrere. Menschen haben sehr viel mehr zu exteriorisieren als Tiere, haben ungleich größere Probleme, Konflikte und Möglichkeiten, also auch einen ungleich höheren Bedarf an Symbolen als Verständigungs-, Kommunikations- und Bewertungsmittel. Das vergleichende Studium frühmenschlicher Zeremonien erschließt ein nahezu unerschöpfliches Reservoir von Einsichten zur Geschichte der Menschheit.

Eine ganz andere Geschichte, die hier nicht das Thema ist, muß dennoch in unserem Zusammenhang herangezogen werden. Der Unterschied zwischen klassenlosen urgesellschaftlichen Gesellschaftsformationen und neueren Klassengesellschaften, seit Marx auch allgemein so oder so ähnlich bezeichnet, ist in neuerer Zeit von Forschern wie Ernst Borneman, Ulrich Enderwitz, Gerhard Scheit und anderen mit größter Emphase herausgearbeitet worden. Seit etwa dem Jungpaläolithikum ist die Produktivität menschlicher Arbeit so hoch, daß mehr produziert werden kann als Menschen brauchen. Damit ergab sich die Möglichkeit für Individuen, sich die Produkte der Arbeit anderer anzueignen – in verschiedener Form: durch Raub, Totschlag, später durch organisierte Beutezüge, Kriege, durch Verspeisung, Versklavung, Verschuldung derer, um deren Arbeitsprodukte es geht, oder auch um deren Arbeitskraft, Wohngebiete und deren Naturprodukte und so fort. Die Epoche des Übergangs zwischen urgesellschaftlichen und klassengesellschaftlichen Formationen, eine etwa dreißigtausend, vielleicht vierzigtausend Jahre lang währende Epoche, ist

wenig erforscht. Es ist gewiß richtig, diese Epoche als die der Überwindung urgesellschaftlicher Verhältnisse zu sehen. Unter ihnen war das Wissen klein, das überblickbare Weltbild winzig, waren Produktivität und Lebenserwartung niedrig, Fortschritt langsam, Kannibalismus wahrscheinlich ubiquitär; von einer Aurea aetas kann nicht die Rede sein. Geradezu explosiv wuchsen in der Epoche des Übergangs und in den Klassengesellschaften Kreativität und Produktivität der Menschen, ihr Wissen, ihre höchst spezialisierten Kenntnisse und Fähigkeiten. Wir bewundern die Leistungen der großen Kulturen, müssen aber gleichzeitig eingestehen, daß Walter Benjamins Diktum unabweisbar ist, es gäbe kein Dokument der Kultur, das nicht zugleich ein solches der Barbarei wäre; er hat später noch hinzugefügt, das gälte auch für unsere Tradition. Die Urgesellschaft war eine millionenjahrealte Epoche des Herauswachsendens aus der Barbarei; es ist richtig, die Epoche des Übergangs auch als eine des Zerfalls und des Verfalls zu bezeichnen; urgesellschaftliche Errungenschaften zerfielen und verfielen. Gearbeitet war damals worden, um zu leben, nicht um das Produzierte gegen Profit zu verkaufen; Muße – von den Übereifrigen „Faulheit“ benannt – gehörte zum Leben. Regeln und Normen friedlichen Zusammenlebens wurden ausgearbeitet und als positiv erlebbar gemacht. Die Aneignung fremder Arbeit war nicht die Praxis und wurde als negativ hingestellt, wenn einer oder eine sie versuchten. Auch beim Zusammentreffen mit Fremden galten diese Regeln und Normen. Raub, Sklaverei und Krieg als normale Lebensformen waren noch nicht erfunden. Wohl aber gab es äquivalent intendierten Handel und Exogamie; höchst ingeniose Verwandtschafts- und Verteilungsregeln für das Produzierte wurden ausgedacht, und das Prinzip des Geschenks, das es freilich schon in der Tierwelt gibt, wurde ausgebaut, das Prinzip der Gastfreundschaft erdacht.

Genetische Anlagen in uns festigen und entwickeln sich bekanntlich über sehr große Zeiträume. Da ist es nützlich – in einer Zeit, in der uns versichert wird, Krieg und Ausbeutung habe es immer gegeben und würde es immer geben, da die Menschen nun einmal von Natur aus aggressiv seien –, da ist es nützlich daran zu denken, daß unsere Vorfahren die Eigenheiten aller Lebewesen, Modi des Zusammenlebens mit anderen Lebewesen zu finden, in kreativer Weise wahrhaft vermenschlicht haben, und daß es Klassengesellschaften vorbehalten blieb, zu fordern, zu fördern und weiterzuzüchten, was für sie charakteristisch ist: Aggression.